

Leo Taxil †.

Arm und fast vergessen starb dieser Tage in Seeauz bei Paris, erst 58 Jahre alt, Gabriel Joyand, der eine Zeitlang unter seinem Schriftkernnamen Leo Taxil in aller Munde war. Leo Taxil war ursprünglich Jesuitenschüler und ging aus der Anstalt der frommen Väter, wie nicht wenige ihrer Jünger, als wütender Kirchenfeind hervor. Er handhabte die Feder leicht und besaß eine gewisse breite, pöbelhafte Späßhaftigkeit — Humor kann man es nicht nennen —, welche Eigenschaften er dazu benutzte, um eine große Anzahl heftiger Schmähchriften gegen die Kirche und die Geistlichkeit zu verfassen.

Die Titel seiner Bücher lassen zwar ihren Inhalt ahnen, geben aber von der Ungewissenheit ihres Stils auch nicht eine entfernte Vorstellung. Es seien erwähnt: „Die grotesken Brieferröde“, „Die Jagd auf die Raben“, „Die geweihten Pornographen“, „Ein Weibsbild als Papst“, „Die Maitresses des Papstes“ u. s. w. Da fast alle Buchhändler sich weigerten, diese Unsitte zu vertreiben, tat er, wie die „Voss. Ztg.“ sich von ihrem Pariser Mitarbeiter schreiben läßt, in der Rue St. André des Arts einen eigenen Laden auf, den er „Antiklerikale Buchhandlung“ nannte und wo er seine Schriften ausbot. Die Anziehung dieses Geschäfts bildete ein großer Koffrad, dem er ein Väschen anzog und den großen Kopf regelrecht tonsurierte und der mit dem würdigen Ernst seiner Gattung entweder an der Ladentür stand oder im Laden bedächtig hin und her schritt. Taxil spann mit seiner „Literatur“ keine Seide. Er hatte jede kleine Welle wegen Verleumdung oder Verleumdung oder Unsitte sich vor dem Strafgericht zu verantworten und wurde auch wegen gemeinen Plagiats zu 4000 Frks. Schadenersatz verurteilt. Er hatte es nämlich bequem gefunden, das Buch eines eben verstorbenen Verfassers unter seinem eigenen Namen unverändert nachzudrucken. Für diese niedrige Handlung wurde er aus der Freimaurerei, in die er sich hatte einschleichen können, ausgeschlossen. Um sich zu rächen, drehte er — 1885 — plötzlich den Mantel, bekehrte sich zerküßelt, erhielt den Segen des Kardinals Richard, damals Koadjutor des Erzbischofs von Paris, und die Verzeihung Leos XIII. und begann nun ebenso unsittlich wie bisher die Kirche, die Freimaurerei, die Freidenker und die Republik anzufassen. Dank der Bekanntschaft, die seine neuen katholischen Freunde für ihn machten, erregte seine Schrift „Der Teufel im 19. Jahrhundert“ bei allen Gläubigen wütendes Aufsehen. Der Schein schiederte darin mit erschütterndem Ernst den Teufelsdienst, der in allen Logen stattfindet, die Erscheinung Satans im Kreise seiner freimaurerischen Diener und die unsheimlichen Grotten, die im Felsen von Gibraltar angehöht sind, den Dämonen als Tempel dienen und der Schauplatz der unsagbarsten Sitten sind. Die Vermittlerin zwischen dem Höllenfürsten und seiner Gemeinde sollte eine gewisse Diana Vaughan sein, deren Name in katholischen Kreisen bald ebenso bekannt wurde, wie der des Teufels Vitru, den der Böse ihr zur besonderen Bedienung beigegeben hatte. In immer neuen Schriften hielt Leo Taxil seine Leser über die Abenteuer von Vitru und Diana Vaughan auf dem Laufenden und bereitete ihnen, nachdem er sie jahrelang mit seinen eingehenden Schilderungen des höllischen Treibens im Bauche des Felsens von Gibraltar gefesselt hatte, die ungeheure Freude, eines Tages anzufinden, daß Diana Vaughan auf den Teufel, seine Herrlichkeit und seine Werke verzichtet hatte und büßfertig in den Schoß der Kirche zurückgekehrt war. Das Ereignis

wurde von der Kirche wie ein hohes Fest gefeiert. In der Pariser Herz-Jesu-Kirche hielt man ein sogen. Tribunal, das heißt eine dreifache Andacht ab, Kardinal Parocchi sendete der reinigen Sündlerin — natürlich durch Leo Taxil — den päpstlichen Segen, und ihr Befehrer wurde mit Glückwünschen und Lobeserhebungen überschüttet. Da leistete er das höchste Kunststück seines Lebens; er überbrachte freudig den Pariser Jesuiten den Schwanz des Teufels Vitru, den abzuschneiden ihm bei der letzten Zusammenkunft des dummen Teufels mit Diana Vaughan gelungen war! Das Wunderbare ist, daß die Jesuiten, die für so durchtrieben gelten, den Schwanz des Teufels Vitru nicht nur annahm, sondern mit Triumph, wenn auch mit einigem Grauen, herumzeigten! Schließlich entdeckte man, daß der Teufelschwanz eine auffallende Ähnlichkeit mit einem kürschnerisch zubereiteten Löwenschwanz hatte; man nahm Leo Taxil ins Webet, und nun gestand er, daß er den Schwanz von einem Löwenfell, das ihm als Vorleger diente, abgeschnitten und alle seine Satansgeschichten — zusammen mit einem gewissen Dr. Hads — frei erfunden hatte, daß es eine Diana Vaughan nicht gab, daß ihre Gestalt und Abenteuer eint. ebenjohler Mä waren wie der Teufel Vitru und sein Schwanz usw.

Natürlich verleugnete ihn darauf seine geistlichen Väter, und er versuchte es wieder mit der Pfaffenstreferei. Er war aber bei allen Parteien entlarvt, wurde überall mit der verdienten Berachtung zurückgestoßen und war in seinen letzten Lebensjahren ein Geächteter. Der Sittengeschichtsschreiber darf schlechterdings nicht unterlassen, zu verzeichnen, daß französische Jesuiten in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts aus den Händen Leo Taxils mit Freude und Dankbarkeit den Schwanz des Teufels Vitru entgegengenommen haben. Dieser Schwanz bleibt an ihnen hängen!

Dermisches.

In Zürich wurde ein Italiener, der seiner Frau in der Wut die Nase abgebissen hatte, so daß sie zeitlebens entstellt bleibt, wegen Körperverletzung zu 1 Jahr Gefängnis und 5 Jahren Landesverweisung verurteilt.

Die teuersten Zigaretten raucht offenbar der italienische Dichter Gabriele D'Annunzio. Er zeigt sich auch hierin als der „Lebermensch“, den er in seinen Werken und seinem Auftreten so gern spielt. Man ist auf folgende Weise zur Kenntnis der Tatsache gekommen. Ein italienischer Unternehmer machte dem Dichter den Antrag, eine kurze Vortragsreise im lateinischen Amerika zu übernehmen und bot ihm völlig freie Reise in erster Klasse, einen vierzehntägigen Aufenthalt in Buenos-Aires mit freier Verpflegung im ersten Gasthof und 80 000 Franken Gold für acht Vorträge. Der Antrag erfolgte durch Telegramm mit bezahlter Antwort, und der vom Glück verwöhnte Rufstjohn zögerte nicht, dem Unternehmer zurückzudrücken: „Ich wäre geneigt, den Ozean zu durchqueren, aber nicht für einen Pack Zigaretten. Immerhin besten Dank.“

Das Radfahren.

Seit seinem Bestehen hat das Radfahren Freunde und Feinde gehabt, und es ist bald für eine gesunde Bewegung erklärt worden, die sogar zu der Behandlung der Kranken hinzugezogen wurde, bald vom gesundheitlichen Standpunkte verworfen worden. Diese verschiedenartige Beurteilung wird durch die Verschiedenartigkeit der Ausübung begründet, und es ist in der Tat unglaublich, wie lange und vielfach gerade beim Radfahren seine Anhänger gesündigt haben. Vor wenigen Jahren noch war es eine Seltenheit, wenn man einen Radfahrer aufrecht auf seinem Rade sitzen sah: die meisten lagen vornübergebeugt über der Lenkstange und sandten in möglichst unsinnigem Dahinjagen ihr Vergnügen. Daß derartige schwere Fehler nicht ohne Einfluß auf die Gesundheit bleiben, ist selbstverständlich, und daraus waren daher jene ärztlichen Warner zu ihren abfälligen Urteilen berechtigt. Indessen man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, und es wäre entschieden zu weit gegangen, wollte man vor dem Radfahren warnen und wollte nicht die großen Vorzüge des Rades bei seiner verständigen Benutzung unbedingt anerkennen. Wer in Reithaltung auf dem Rade sitzt, wer das Tempo der Fahrt seinen Kräften anpaßt, so daß er durch das Fahren nicht einen schnelleren Herzschlag oder schnellere Atmung verursacht, sich in beider Beziehung auch stets unter Kontrolle hält, und wer sonst gesund ist, der soll gleichgültig ob alt ob jung, ob Mann ob Frau, ohne Sorge das Rad besteigen und soll sich durch sein Rad hinausbringen lassen aus der Stadt auf das Land, um sich dort wieder an den Schönheiten der Natur und an der klaren, reinen Luft zu erfreuen. Auch wer das Rad benutzt, um in mäßigem Tempo von der ferngelegenen Wohnung seine Arbeitsstätte zu erreichen, kann ohne Bedenken davon Gebrauch machen. Aber mit diesen beiden Zwecken erledigt sich die Berechtigung des Radfahrens. Vor allem ist es ganz verwerflich, das Rad zu Wettfahrten zu verwenden, und eine erneute Warnung in dieser Beziehung bedeuten die Beobachtungen des Oberarztes Dr. Veyer in Königsberg i. Pr., welche für die Gefahren des Radfahrens in den Jahren der Entwicklung, d. h. also etwa bis zum 24. resp. 25. Jahre, sprechen. Dieser Forscher warnt mit Recht die jungen Leute, sich zu unmäßigem Fahren hinreißen zu lassen, er mahnt sie zur Vorsicht, und er warnt auch vor Benutzung des Dreirades als Beförderungsmittel für Lasten; selbst in ebenem Terrain entsteht dadurch ein unverhältnismäßiger Kräfteverbrauch, der in letzter Instanz sich am Herzen

Die Deichschau.

5) (Nachdruck verboten.)

Der Bauer ging mit großen Schritten auf und ab, schwellend im Vorgefühl der Rache, die er zu nehmen im Begriff stand, als der Sohn eintrat und durch seinen Gruß den Gedankengang des Bauern unterbrach.

„Was willst Du?“ fragte er, kurz abweisend.

„Ich habe etwas Wichtiges mit Ihm zu besprechen, Vater, und wollte Ihn bitten, mich anzuhören!“

„Was soll es geben?“

„Es steht in der Gemeinde ein großes Unglück bevor, Vater. Und weil es mich jammert, daß ein redlicher Mann zuschanden werden soll, möchte ich ihm beispringen!“

„Das wird den Kerl auf die Beine bringen. Du hast starke Arme!“

„Spotte Er meiner nicht, Vater! Ich habe wenig mehr als den guten Willen. Aber Er hat die Macht, und darum wende ich mich an Ihn. Steht Er mir bei, so ist es in einem Augenblicke getan!“

„Offen heraus mit der Sprache! Was soll es geben? Von wem ist die Rede?“

„Von dem Peter Volt.“

Carlsten Nagel sah seinen Sohn mit einem Blick an, als ob er ihn durchbohren wollte; allein über seine Lippen kam kein Ton. Marx achtete in seinem

Eifer nicht auf die Veränderung, die in dem Gesichte des Vaters vorging, und fuhr eifrig fort: „Der Tag der Deichschau kommt heran. Die Deichstrecke, die zu dem Voltenhose gehört, ist so schadhast, daß sie nicht in dem Zustande bleiben kann. Er selbst vermag nichts und sieht sich angestoß nach einer helfenden Hand um!“

Der Jörn stammte aus den Blicken des Vollbauern und drohte loszubrechen. Marx näherte sich dem Vater und fuhr fort: „Vorhin war der Matthias Heinoß hier, und gewiß hat Er diesem den Weizen verkauft, den wir noch auf dem Boden haben. Die Summe, die Er dafür erhielt, ist groß genug, um der Not auf dem Voltenhose ein Ende zu machen. Gebe Er mir das Geld. Ich will für die Wiederbezahlung einstehen. Ich will.“

Ein kaltes, höhnisches Lachen machte den jungen Mann verstummen. Er blickte zu dem Vater auf und erschrak vor dessen Aussehen.

„Was ist Ihm, Vater?“ fragte er nach einer Pause mit stockender Stimme. „Was verändert Ihn so entsetzlich?“

Ein mächtiger Kampf tobte in der Brust des Bauern. Was er jahrelang ersehnte und erstrebte, sollte sich erfüllen. In einigen Tagen sollte der Schlag fallen, der einen Mann niederwarf, den er als seinen Lohndiener hatte, und gegen den er keine Hand erheben durfte wegen des Eides, der ihn fesselte. Und nun kam in der entscheidenden Stunde der Sohn, um ihm die Waffe zu entwenden, mit der der tödliche Schlag geschehen sollte. Er kam

mit dem Verlangen, den Vater zum barmherzigen Samariter zu machen, der die Hand nach dem Mann ausstreckte, den er vor sich am Boden liegen sah. Er ging über seine Kräfte.

So gewaltig indes die Erschütterung gewesen war, ebenso schnell ging sie vorüber, und die eisige Kälte, die des Bauern eigenster Charakter war, trat in aller ihrer Schroffheit hervor. Es war ihm plötzlich klar geworden, was in dem Herzen des Sohnes vorging, und woher der Eifer stammte, dem Versinkenden eine helfende Hand zu bieten. Mit eiserner Hand ergriff er den Arm des Sohnes: „Was für einen Grund hast Du, einem Manne, der Dich nichts angeht, mit meinem Gelde beispringen? Keine Ausflüchte! Klar und kurz! Ich will die Wahrheit wissen!“

„Vater! Die Leute sagen, Er und Peter Volt hätten ihr Leben lang in Unfrieden gelebt, und Er sähe es gern, wenn der Mann, den Er haßt, in das Elend gehen müsse. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was die Leute sagen. Ich weiß nur, daß Er mit dem Manne nie verkehrt und ihm aus dem Wege geht. Aber ich kann von meinem Vater nicht glauben, daß er nicht nur seine Hilfe einem Menschen verweigert, dem leicht zu helfen ist, sondern daß er dessen Sturz auch noch beschleunigen will. Und darum, Vater, trat ich an ihn heran und bat ihn um seinen Beistand!“

„Du lägst!“ unterbrach ihn der Vater mit der gewohnten Strenge. „Nicht um meinen guten Leumund zu retten, bist Du zu mir gekommen, sondern



äußert, und diese Schädigung steigt ganz bedeutend, wenn das benutzte Terrain hügelig ist. Man kann also sehr wohl ein Freund des Radfahrens bleiben, und wer es nicht ist, der möge es werden; aber die notwendige Vorsicht beim Radfahren darf niemand vergessen, damit sich nicht der Segen in Schaden kehre.

Englische und deutsche Polizei. Wie aus London berichtet wird, hat soeben eine Abordnung deutscher Polizei- und Kriminalbeamten die englische Hauptstadt besucht, um die Londoner Polizeieinrichtungen an Ort und Stelle zu studieren. Die Engländer haben ihre deutschen Kollegen in der entgegenkommendsten Weise aufgenommen; es wurde ihnen jede Gelegenheit gegeben, die Londoner Polizeimethoden in der Praxis kennen zu lernen, und die gewandtesten Detektives übernahmen es, die deutschen Beamten durch alle polizeitechnisch interessanten Teile Londons zu führen. Die deutschen Delegierten hatten für die englische Polizeimethode nur ein Wort des Lobes, und bei Beendigung des Besuches erklärten sie London für „die bestüberwachte Stadt der Welt.“ Die englischen Behörden sind auf dieses Lob um so mehr stolz, als es von Beamten stammt, die zum Teil in Berlin selbst wirken, das als „Polizeistadt“ ja Weltruf genießt. Besonders sollen unsere Delegierten sich gewundert haben über die Popularität, die der Londoner Schutzmann beim Publikum genießt und aus der, neben einem in Deutschland unbekanntem Verkehrston, häufig ein harmonisches Zusammenarbeiten von Polizei und Allgemeinheit entsteht, das bei uns sich nicht immer beobachten läßt.

Alles nach Gewicht! In Katharinenherd bei Dönnig verkaufte der Kaufmann Christians seinen Esel nebst Geschirre und Wagen für 20 fl pro Pfund an einen Postboten. Der Esel wog 260, der Wagen 314 Pfund, so daß das ganze Geselgespann auf 114,80 fl zu stehen kam. — Ein ähnlich absonderliches Abkommen, die Indienstrahne eines Knechtes nach Gewicht, traf ein Landmann in der Elbmarsch. Bei Festsetzung des Lohns wurde vereinbart, daß letzterer so viel Taler betragen solle, als der Knecht wiege. Da das Wägen ein Körpergewicht von 151 Pfund ergab, erhält der Knecht nunmehr einen Jahreslohn von 453 fl .

Tierschutz und Alkohol. Gegen das lange Einkehren der Fuhrleute hat, wie der Tierschutz-Korrespondenz zu entnehmen ist, der Landrat des Kreises Glaz, v. Steinmann, unter dem 2. März 1906 eine beachtenswerte Verfügung erlassen. Sie lautet: „Vielfache Klagen über zunehmende Unzuverlässigkeit der Knechte und über Unglücksfälle der letzten Zeit, deren Ursache auf Trunkenheit zurückgeführt werden muß, geben mir Veranlassung, die Gastwirte des Kreises darauf hinzuweisen, daß sie nicht dulden dürfen, daß sich der Führer eines Gefährts längere Zeit in der Wirtschaft aufhält und dem Genuß von Getränken hingibt, während die seiner Aufsicht unterstellten Tiere den Anblick der Witterung ausgesetzt und aufsichtslos vor dem Hause stehen. Ich habe die Herren Amtsvorsteher und Gensdarmen, sowie die Polizeiverwaltungen des

weil auf dem Voltenhof ein Mädchen mit einem glatten Gesicht ist, in das Du Dich vergafft hast!“

Mary schwieg bestürzt, als der Vater ein Geheimnis an das Licht zog, das er so sorgsam bewahrt glaubte. Er wagte es nicht, den Vater anzusehen, der die Stirn in immer dichtere Falten zog und ihn barsch ansuhr: „Antworte mir, ob es so ist!“

Ein kaum hörbares „Ja!“ trat über die Lippen des jungen Mannes.

„Nun gut! Du hast mich gefragt, und ich will Dir aus freien Stücken eine Antwort geben!“ sprach der Bauer. „Deine Bitte schlage ich rundweg ab. Weshalb es geschieht, behalte ich für mich, denn ich bin Dir keine Rechenschaft schuldig, und somit ist diese Angelegenheit ein für allemal zu Ende. Dir aber befehle ich, daß Du Dir die Liebchaft mit der Tochter vom Voltenhof aus dem Sinn schlägst. Du sollst dort nicht auf die Freite gehen, ich will es nicht haben. Tußt Du es dennoch und folgst Deinem eigenen Kopfe, antworte ich mit Fluch und Enterbung. Nun kennst Du meinen Willen und lamst gehen!“

Der junge Mann war von diesen harten Worten des Vaters so niedergeschmettert, daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte und mit zitternden Knien die Dönsse verließ.

Einer der letzten schönen Tage des Spätherbstes war angebrochen. Kein Sturm segte die gelben und roten Blätter von den Bäumen, und die abströmende Elbe floß in raschem Fluge längs den

Kreises erfuhr, diejenigen Schankwirtschaften, vor welchen sich Last- und Wirtschaftswagen ohne zwingenden Grund länger als eine halbe Stunde aufhalten, in Zukunft scharf zu beobachten und mir bei Wiederholung derartiger Fälle Anzeige zu erstatten, damit gegen pflichtvergeßene Wirte geeignetenfalls wegen Förderung der Völlerei im Weg des Konzessionsentziehungsverfahrens vorgegangen werden kann.

(Gelehrtheit und Zerstreuung.) Im „Sil Blas“ wird folgende Anekdote aus dem Leben Berthelots mitgeteilt: Im Sommer letzten Jahres hielt sich Berthelot im Kreise seiner Verwandten auf, die in Bourgogne einen Landitz haben. Am Tage der Ankunft des illustren Gastes wurde ein großes Diner gegeben, dem die Epithen der Gesellschaft zu Bourgogne beiwohnten. Aller Augen ruhten auf Berthelot, welcher sich zunächst in sehr einfühliger Weise an der Unterhaltung beteiligte. Der Gelehrte widmete zuletzt seine ganze Aufmerksamkeit den Kirchen, welche zum Dessert herangereicht wurden und gebrauchte hierbei die Vorsicht, die Früchte — bevor er sie zum Munde führte — eine nach der andern, in ein Glas, worin sich Wasser befand, zu tauchen. Trotz der Bewunderung seiner Tischgesellschaft setzte er unbekümmert die Reinigung der Kirchen fort und wurde endlich rebellig, indem er einen richtigen Vortrag über die schreckliche Anzahl der Mikrobien hielt, die an der Hautfläche einer jeden dieser Kirchen ihre Stammsitze hätten. Schließlich sagte er: „Sie sehen, man kann nicht genug Vorsicht walten lassen, Ahnen Sie, bitte sehr, meinem Beispiele nach und tauchen Sie Ihre Kirchen vor dem Genuß in Ihr Glas Wasser ein, — gönnen Sie ihnen ein Reinigungsbad!“ Nach Beendigung seines Vortrages versank der große Chemiker in ein tiefes Grübeln, — ergriff das Glas Wasser, in dem er die Mikrobien seiner Kirchen aufgefunden und — leerte dessen Inhalt auf einen Zug. Die Zerstreuung hatte eine Orgie gefeiert.

Prozesse zwischen Eheleuten. Bei uns in Deutschland sind im allgemeinen Prozesse zwischen Eheleuten nur wenig bekannt. Wenn sie entstehen, liegt gewöhnlich das eheliche Glück schon in Trümmern, und ein Prozeß soll entweder die eheliche Gemeinschaft ganz aufheben, oder sie noch einmal notdürftig herstellen, was schließlich gleichbedeutend ist, da es sich auch im letzteren Falle meist nur um einen mühseligen Aufschub handelt. Amerika aber ist auch in dieser Beziehung ein Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“. Das liegt insbesondere daran, daß dort die Frauen bedeutend mehr Freiheiten und gesetzliche Rechte genießen, und daß dort die Ehen durch wirtschaftliche Fragen viel intensiver zusammengehalten werden, als hier im alten, manchmal schon recht unmodernen Deutschland. Daß sich Eheleute wegen Mißhandlung vor den Richtertisch rufen, ohne gleich die äußerste Konsequenz zu ziehen, gehört in Amerika fast zu den Alltäglichkeiten. Wunderbarer war schon, daß kürzlich eine Freileugung ihren Mann verklagte, weil sie von ihm zu viel . . . gefügt wurde. Der Richter konnte beim Anblick der Klägerin die Rußhaut des Gatten wohl begreifen, da sie aber eine tatsächliche Belästigung

Deichen hin. An ihren Abhängen und auf ihrem Ramme graste das Vieh, auf- und abwärts kletternd und die letzten Palme begierig abrufend. Einige übermütige Buben, die zu Hütern des Viehs bestellt waren, rotteten sich zusammen. Sie bekümmerten sich wenig um die Tiere, trieben ihre Poffen und lugten fleißig nach allen Seiten, ob nicht einer des Weges käme, dem sie das Heck öffnen könnten.

Die Deiche der Marschen werden von den Hofbesitzern unterhalten. Dafür haben, diese auch die Nutznießung, und das Recht der Gütung ruht bei ihnen. Damit das Vieh nicht wild durcheinander laufe, ist über den ganzen Deich von außen nach innen ein Zaun von Flechtwerk aufgerichtet. Auf dem Ramm aber befindet sich ein Schlagbaum oder ein Hecker, damit Fußgänger und Reiter nicht behindert werden.

Nach solchen Fußgängern und Reitern spähen die Jungen, und sobald sie einen gewahren, eilen sie dem nächsten Schlagbaume zu. Bereitwillig machen sie die Straße frei und halten die offene Hand hin. Wer aber den Wegezoll nicht erlegt, der mit dieser Gebärde stillschweigend gefordert wird, der erfährt bald, daß die Unmündigen in der Marsch mit einem Mundwerke begabt sind, das nicht so leicht zu stopfen ist.

„Da kommt einer! Da kommt einer!“ rief es in dem Haufen, und alle Augen richteten sich nach der Stelle, die der Rufende bezeichnete.

Ein junger Mann in der kleidsamen Tracht eines Studenten, die Nähe seitwärts auf die dunklen

Redaktion, Druck und Verlag von C. Neß in Vörschütz.

darstellte, verurteilte er ihn zu 2 Dollars Strafe, und setzte die Höchstzahl der zulässigen Küsse genau fest. Ähnlich urteilte er, als ein Mann auf Erhöhung seines . . . Taschengeldes klagte. Dieser würdige Herr war im Geschäft seiner Gattin tätig, und der Richter erklärte, daß er in solchem Falle als Angestellter zu betrachten sei, der neben der „freien Station“ auch eine seinen Leistungen angemessene Besoldung zu verlangen habe. Wie aber, wenn die Frau ihren Angestellten entläßt? Eine Klage aber, die die Ehefrau veranlassen sollte, mit im Geschäft ihres Mannes tätig zu sein, wurde abgewiesen, „weil es bisher noch üblich sei, daß der Mann seine Frau ernähre, und weil das Einkommen des Mannes dazu völlig ausreichend sei.“ Sonderbar war auch eine Klage, nach der der Richter einen Mann verurteilen sollte, jeden Sonntag mit seiner Frau in die Kirche zu gehen. Auch diese Klage wurde abgelehnt, weil ein erzwungener Gottesdienst überhaupt kein Gottesdienst sei und eine Beleidigung der Kirche darstellen könne. Sehr häufig sind die Klagen wegen „Trunksucht“, doch gewährt es bei diesen eine gewisse Beruhigung, daß sie gleichmäßig gegen Männer und Frauen angestrengt werden. Wertwürdiger ist schon, daß es auch Klagen gegen Frauen gibt, denen das Pfeifenrauchen verboten werden soll. Am sonderbarsten aber sind die Klagen, die die Männer oder Frauen zur Pünktlichkeit ziehen sollen. Ihnen gesellen sich die Anklagen wegen Bummelns, nächtlichen Fortbleibens etc. Nun — diese Klagen kennen wir ja in Deutschland auch, aber unsere Frauen laufen Gottseidank nicht gleich zum Kadi. Die Ueberlastung des Richterstandes, ein ständiges Kapitel in unseren Parlamenten, wäre sonst gar nicht auszubedenken.

Der größte Biererzeuger der Erde ist nach einer Veröffentlichung des Board of Trade Deutschland mit 1601000000 Gallonen (1 Gall. = rund 4 1/2 Liter) im Jahre 1905. Ihm zunächst stehen die Vereinigten Staaten mit 1413000000 und Großbritannien mit 1219000000 Gallonen. Oesterreich kommt mit 420000000 erst an vierter, Belgien mit 346000000 an fünfter, Frankreich mit 295000000 an sechster Stelle. Dafür erzeugt Frankreich den meisten Wein. Im Durchschnitt der Jahre 1901—1905 brachte es 1126000000 Gallonen auf den Markt. Italien erzeugte während dieser Zeit jährlich 840000000, Spanien 390000000, Portugal 105000000, Oesterreich 102000000, Ungarn 76000000, Deutschland 74000000 Gallonen. In der Spirituserzeugung steht Rußland an der Spitze. 1904 belief sich seine Produktion auf 161366000, die deutsche auf 148588000, die der Vereinigten Staaten auf 127665000 Gallonen. Frankreich erzeugte nur 87010000, Oesterreich 56958000 Großbritannien 50858000.

Anzeigen müssen — um noch Aufnahme zu finden — längstens **morgens 8 Uhr** aufgegeben werden.

Größere Anzeigen mittags zuvor (nicht erst abends).

Locken gedrückt, kam fröhlich singend daher. Die Buben latschten dem Gesange. Sie stießen sich untereinander an und kicherten misammen, denn der Marschfriele singt nicht, und wenn er seine Freude auf eine ungewöhnliche Weise kundgeben will, tut er es mit einem lauten Zuchhe! oder Hurra! Immer näher kam der heitere Sänger. Die Buben waren auf ihren Posten, und als der Student den Schlagbaum fast erreicht hatte, wurde dieser weggeschoben, und die offene Hand des vordersten der Buben streckte sich ihm entgegen.

„Was soll das?“ fragte der junge Mann unwillig, weil er in seiner Träumerei gestört wurde. „Betteln? Solche gesunde, kräftige Knaben? Schämt ihr euch nicht? Macht Platz! Ich gehe nichts!“

Verdutzt zogen sich die Knaben zurück. Es war ihnen lang nicht begegnet, daß ihnen ein Vorübergehender den Wegezoll verweigert hatte. Aber noch nicht lange war der junge Mann an ihnen vorüber, als sich ein unwilliges Murren erhob und einzelne Scheltworte hinter ihm dreinslogen. Sie waren das unbedeutende Vorpiel zu einer großen Staatsaktion. — (Fortsetzung folgt.) —

[Sie behält recht.] Mann (der mit seiner Frau auf dem Bahnhof ankommt, als der Zug eben abfährt): „Siehst Du, hättest Du nicht so viel Zeit mit Deiner Toilette verloren, wären wir nicht zu spät gekommen!“ — Frau: „Und wären wir jetzt nicht so gerannt, dann bräuchten wir nicht so lange auf den nächsten Zug zu warten!“